

beleben das Landschaftsbild. Die Menschen treten häufiger in Erscheinung. Die Mädchen tragen Schleifen, und die Frauen Käämme im Haar. Menschen und Landschaft haben sich geändert. Aus der Naturlandschaft der russischen Waldwildnis kommen wir in polnisches Kulturgebiet.

Rastlos rollen unsere Räder. Ihr Rattern und Stampfen klingt uns wie Musik. Es geht westwärts! Vor **Warschau** müssen wir eine Zeit lang halten, und dann fahren wir durch die schönen westlichen Vororte der Stadt, von den polnischen Mädchen teils kalt ignoriert, teils mit freundlichem Winken begrüßt.

Wir haben deutschen Reichsboden erreicht. Langsam rollt der lange Zug in den kleinen Güterbahnhof ein und hält dann mit einem leisen Ruck. Wir stehen in **Neuhammer**/Schlesien²⁰⁸. Ich steige aus und setze meinen Fuß betont und nachdrücklich auf den Boden. Nach langer und gefährlicher Zeit stehe ich wieder auf deutscher Heimerde. Es ist ein unaussprechlich herrliches Gefühl. Die Seele singt und jubelt. Heimat ist Geborgenheit.

Es wird allerlei gemunkelt. Wir sollen erst mal hier bleiben, wir sollen gleich nach Frankreich. Aber niemand weiß etwas Genaues. Jedenfalls schickt man erst einmal einen ganzen Schwarm von Soldaten in den Urlaub, gleich von der Rampe weg. Nach einer Stunde sind alle verschwunden.

Ich gehe zunächst einmal auf die Suche nach einem Telefon, denn ich will zuhause anrufen. Neben dem Bahnhofsgelände liegt ein großes Sägewerk, in dessen Büro ich eintrete. Hier ist ein Telefon, das mir bereitwillig zur Verfügung gestellt wird. Ich melde ein Ferngespräch nach Berlin an, und zwanzig Minuten später klingelt es. Ich nehme den Hörer ab und melde mich. Und dann antwortet in der Muschel die vertraute Stimme meiner lieben Mutter. Sie ist gewaltig überrascht und hochofrenut. Ich erzähle ihr ganz kurz, wo ich bin, und dass ich wohl bald in Urlaub kommen werde. Dann hänge ich ein, damit es nicht so teuer wird²⁰⁹, wenn man mich schon freundlicher Weise umsonst telefonieren lässt.

4. Teil Küstenschutz in Frankreich

Ankunft und erster Urlaub

Vom 13.8.–14.9.1942 sind wir auf dem **Truppenübungsplatz Maily le Camp** untergebracht. Das Lager ist wie alle seiner Art: Neben dem Truppenübungsgelände liegt das Barackenlager, und gleich neben diesem befindet sich der eigentliche Ort, in dem es von Soldaten wimmelt. Fast jedes Haus hat eine Kneipe, aus deren offenen Türen der Lärm der zechenden Soldaten dringt. In allen diesen Kneipen dasselbe Bild: Auf den Tischen stehen Batterien von Weinflaschen in kleinen Weinlachen. Auch der Fußboden ist stellenweise von Weinpfützen benetzt. Sämtliche Plätze sind von übermütigen Landsern besetzt, die ihrer Freude über den ost-westlichen Frontwechsel in lauten Scherzen Ausdruck geben. Ich hoffe nur, dass die ansässigen Franzosen solche Szenen auch von ihren Soldaten gewöhnt sind, sonst könnten sie glauben, die Hunnen seien eingefallen. Zwar besteht Geheimhaltungsbefehl über unsere Herkunft, und die Landser sagen es auch nicht, aber überall fliegen russische Wortfetzen durch den Raum. Die Landser bestellen kein Bier, sondern „Piwo“, und die kessen französischen Kellnerinnen quittieren prompt mit „karascho, Towarischtsch!“²¹⁰.

Alle Soldaten, die ich auf der Straße treffe, tragen eine Tüte mit Weintrauben im Arm und spazieren gemütlich schmatzend durch die Straßen. Einem Offizier mit allzu trockener Vorschriftengesinnung ging das doch etwas zu weit. Er hielt einen Landser an, ließ ihn aber nach kurzer Belehrung wieder weiterziehen.

Ich trete in den Eingang eines kleinen Saales, aus dem Lachen und Johlen dringt. Es ist offenbar ein kleiner Tanzsaal, in dem sich auch ein Ausschank befindet. Hinter der Theke steht eine recht füllige

²⁰⁸ mit Sicherheit ist der **Truppenübungsplatz Neuhammer** (bei Neuhammer am Queis) gemeint, der auf der Ostseite einen kleinen Rangierbahnhof besitzt

²⁰⁹ Eine lebenslange Unart meines Vaters, der sogar seltene, fast nur Weihnachten stattfindende Ferngespräche mit seinem Bruder abbrach, „damit es nicht so teuer wird.“

²¹⁰ хорошо, товарищ, sehr wohl, Kamerad!

„Mutter“, die Getränke ausgibt. Vor der Theke steht eine lange Reihe von Bänken, auf der dicht gedrängt Landser neben Landser sitzt. Von Zeit zu Zeit öffnet sich eine Tür neben der Theke, aus der dann ein Mädchen heraustritt, sich den am nächsten sitzenden Landser schnappt und mit ihm wieder in der Tür verschwindet. Die Reihe rückt dann auf. Eines dieser Mädchen ist schon älter und ziemlich hässlich. Natürlich möchte niemand zu ihr. Wenn nun aber derjenige Landser, der vorn gerade „an der Reihe“ ist, von dieser Hässlichen abgeholt wird, dann jöhlt die schadenfrohe Meute vor Vergnügen. Ich beobachte dieses billige Vergnügen eine Weile und gehe dann wieder.

Ich fahre in Urlaub. Das erste Mal nach eineinhalb Jahren! Und was liegt alles dazwischen: Kämpfe und Schlachten, Todesgefahr, glühende Hitze und eisige Kälte, Tage und Nächte ohne Schlaf, Zittern und Siegesjubiläum, Versagen und Sieg über den „inneren Schweinehund“. Da der Urlaub überraschend erteilt wurde, konnte ich diesmal nur einen Korb Weintrauben mitnehmen. Nur die Erlaubnis zum Tragen der Ostmedaille wird mir noch ausgestellt.²¹¹ Mein erster Urlaub als Frontkämpfer. Und so fahre ich meiner Heimatstadt entgegen, dekoriert mit dem EK II, dem silbernen Infanteriesturmabzeichen und der Ostmedaille auf dem Papier (Foto).

Ich genieße den Urlaub und das Wiedersehen mit Eltern und Bekannten. Trude, meine Juister Urlaubsgefährtin, kommt sogar aus Pforzheim angereist. Zum meiner und meiner Eltern Freude und Überraschung kommt nach acht Tagen zufällig auch mein Bruder noch in Urlaub. Er steht als Wachtmeister (Feldwebel) bei einer Flak-Einheit in Russland.

Urlaubsende. Rückfahrt zur Truppe. In **Troyes** muss ich umsteigen, kann aber erst am nächsten Tag weiterfahren. Ich belege also einen Platz im Wehrmachtsübernachtungsheim und mache dann noch einen Stadtbummel. Auf einem großen Platz ist Rummel mit Luftschaukel, Karussell, Schießbuden und Musik, durch die ich angelockt worden war. Zwischen den Buden und Zelten wimmelt es von französischer Jugend und deutschen Soldaten. Auch Gilberte Müller ist da, Französin mit flachsblondem Haar und blauen Augen. Wahrscheinlich elsässischer Abstammung. Dieser Farbkombination bei einem Mädchen kann ich nicht widerstehen. Wir gehen zu ihren Eltern in die Wohnung und bleiben dann bis zum Einbruch der Dunkelheit zusammen. Es ist stockdunkel und neblig, als ich mich von ihr verabschiede und dann an einem Kanal entlang zum Übernachtungsheim pirsche.

In *NN* muss ich nochmals aussteigen, um mich bei der Leitstelle nach dem jetzigen Standort meines Bataillons zu erkundigen. Durch meinen Zwangsaufenthalt in Troyes hatte ich meine Marschverpflegung aufgezehrt und spürte nun einen Bärenhunger. Im Wehrmachtsheim bekam ich nichts mehr, weil die Marschverpflegungsstelle schon geschlossen hatte. (Diese elende Etappenbürokratie!) Es war inzwischen dunkel geworden, und ich beschloss, mir zunächst ein Nachtquartier zu suchen. Während ich so durch die Gegend streune, komme ich an einer Baracke vorbei, in deren erleuchteten Stuben ich Landser sitzen sehe. Ich gehe hinein und frage, ob sie vielleicht ein Bett für mich frei hätten. Sie luden mich gleich zum Sitzen ein, und bald war ein lebhaftes Gespräch im Gange. Als ich ihnen von meinem Hunger erzählte, gingen sie an ihre Spinde und holten heraus, was sie gerade noch so übrig hatten: Halbe Kommissbrote und ellenlange Würste. Ich war nämlich bei einem Schlachtereizug gelandet!

Nachdem ich am andern Morgen den Standort meines Bataillons erfahren hatte, fuhr ich mit dem Zug weiter und steige in *NN* aus, wo ich Feldwebel Nadler gerade noch mit dem Gegenzug vorbeifahren sehe. Er fährt in Urlaub. Nach längerem Fußmarsch erreiche ich dann **Pont Neuf**²¹², einen kleinen Ort, in dem meine Kompanie liegt.

Ich wohne in einem richtigen Schlafzimmer. Nebenan wohnt eine junge Frau, deren Mann in deutscher Gefangenschaft ist. Sie hat gerade Nachricht von ihm bekommen, dass mit seiner baldigen Heimkehr zu rechnen ist. Die junge Frau ist glücklich und meint, wenn die Deutschen **das** täten, wäre es eine sehr menschenfreundliche Geste. Der Mann kam tatsächlich einige Tage später nach Hause. Wenn ich recht unterrichtet bin, sollte diese Entlassung als Dank dafür erfolgen, dass sich die

²¹¹ Die Verleihung war bereits am 25.07.1942 (in der Ukraine) ins Soldbuch eingetragen worden und wurde nochmals am 21.08.1943 (in Bad Schandau) eingetragen. Dass sie auf diesen Seiten noch zweimal erwähnt wird, muss eine Verwechslung sein.

²¹² Es gibt viele Ortsteile des Namens „Pont Neuf“. Einer (eigentlich sogar zwei) liegt bei **Ploudaniel** nördlich von **Landerneau**, ein anderer bei **Loclémar** südlich von **Landivisiau**. Landerneau und Landivisiau werden bei Benary (S. 109) als Unterbringungsraum der Division erwähnt. Weniger wahrscheinlich ist **Pont Neuf** bei **Plouguiel**, 18 km oder einen kleinen Tagesmarsch von der späteren Unterkunft Lannion entfernt.

französische Bevölkerung bei dem britischen Landeversuch in Dieppe²¹³ so korrekt neutral verhalten hatte.

Heute wird mir auf der Schreibstube die **Ostmedaille** mit Verleihungsurkunde offiziell überreicht. Eigentlich heißt sie „Medaille für die Winterschlacht im Osten 1941/42, im Kampf gegen den Bolschewismus“. Im einfachen Sprachgebrauch „Ostmedaille“ und im schnoddrigen Landserjargon „Gefrierfleisch-Orden“.

Wir machen wöchentlich eine Kompanieübung und alle zwei Wochen eine Bataillonsübung. Da es hier viel regnet, werden wir dabei meist tüchtig nass. Vor allem die Bataillonsübungen sind bisher alle verregnet. Bei einer dieser Übungen wurde ich vom Bataillonsführer²¹⁴ mit der Führung der MG-Kompanie beauftragt. Schon während des Anmarsches bekam ich vom Bataillonsführer einen fürchterlichen Anpuff, weil die Spaten an den Fahrzeugen nicht geputzt waren. Etwas Besseres war ihm nicht eingefallen. Er sucht krampfhaft einen Grund, mich abzukanzeln. Abends saßen wir dann alle wieder friedlich beisammen, als das Abendessen im Kasino beendet war. (Als OA-Feldwebel war ich bei vielen dienstlichen und außerdienstlichen Gelegenheiten mit dem Offizierskorps zusammen.) Aber mein Kompanieführer Max Müller konnte es sich nicht verkneifen, zu meinem Trost und zum Ärger des Bataillonsführers eine anzügliche Bemerkung wegen der Spaten zu machen. „Siehst Du“, sagte er zu mir, „ein Bataillonsführer kann auch nicht alles zugleich überschauen, deshalb nimmt er sich bei der Besichtigung heute die MGs und morgen die Spaten vor. Irgendetwas findet er dann immer zu kritisieren. So macht man das nämlich!“ Und dann grinst er ganz spitzbübisch. Der Batailloner²¹⁵ sagt kein Wort.

Bei der nächsten Übung bekommt der Batailloner vom General eine geharnischte Standpauke, weil die Bereitstellung nicht geklappt hat.

Bei der dritten Übung hat mich der Bataillonsführer wieder beim Wickel. Auf einem Hügel drückt er mir eine Karte in die Hand und verlangt eine Lagebeurteilung. Ich absolviere diese Aufgabe ganz schulmäßig, und er findet keinen Anhaltspunkt für eine Kritik. Er hatte nämlich den Fehler gemacht, seinen Adjutanten in seine Absicht einzuweihen, mich zu prüfen. Der Adju, der mich gut leiden mag, hatte daraufhin nichts Eiligeres zu tun, als mich über diese Absicht zu informieren.

Der Bataillonsadjutant, Leutnant Gawletta²¹⁶, ist erst kürzlich zu uns gekommen. Er ist groß, schlank, blond und von Beruf katholischer Theologiestudent.

Wir haben eine zweitägige Regimentsübung hinter uns. Kriegsmäßiger Flussübergang und Bildung eines Brückenkopfes. Es regnete natürlich wieder. Nach dem Flussübergang stärkten wir uns erst mal mit umgehängter Zeltbahn an der Feldküche mit einer Erbsensuppe. Die Übungen dienen u. a. natürlich auch der Schulung der Führer und Unterführer. Wenn ich es rückschauend bedenke, dann haben sie auch mich dabei ganz schön unter die Lupe genommen.

Einer unserer Offiziere erzählte mir, dass im Offizierskorps des Bataillons meine Beförderung zum Leutnant erörtert worden ist. Auch dieser Offizier ist neu im Bataillon, ein sehr junger, aus der **HJ** hervorgegangener Leutnant von offenem, freundlichem Wesen. Ich erfahre von ihm, dass der Bataillonsführer gegen meine Beförderung ist, während sich alle anderen Offiziere ausnahmslos für mich eingesetzt hatten. Ganz besonders energisch haben sich mein Kompanieführer Max Müller und der Bataillonsadjutant für mich ausgesprochen.

Soeben erzählt mir *jener* Leutnant wieder: „Heute nachmittag hat es Ihretwegen beim Bataillon wieder fürchterlichen Krach gegeben. Es sind harte Worte dabei gefallen!“

Heute sind wir kurz vor dem Mittagessen im Zimmer versammelt. Ich stehe am Fenster und blicke gedankenverloren hinaus. Die anderen Offiziere stehen in Gruppen im Zimmer herum. Da tritt Max Müller an mich heran, klopf mir auf die Schulter und sagt unvermittelt: „Herbert, bist doch ein prima Ker!“ Ich war so überrascht, dass ich gar nichts zu antworten wusste und ihn nur blöde anlächelte. Natürlich war ich sehr erfreut über diese spontane Sympathiebezeugung, aber es war typisch für mich, dass ich nicht einmal ein paar freundliche Worte der Erwidderung fand, in meinem Mangel an spontaner Reaktionsfähigkeit.

²¹³ *Operation JUBILEE*

²¹⁴ *Weiter unten wird sein Name mit Hauptmann Glaser angegeben.*

²¹⁵ *landsersprachlich für Bataillonsführer oder Bataillonskommandeur*

²¹⁶ *gem. Gräbersuche online und Vita des U-Bootskommandanten und späteren Benediktinerpaters Gabriel, Leo Maria Gawletta zweifellos dessen älterer Bruder Alban Gawletta*

Heute hatte ich zufällig Gelegenheit, einen Blick in meine Personalakte zu werfen. Sie lag – absichtlich? – offen auf dem Tisch der Kompanieschreibstube. Ich lese meine Beurteilung: „... anständig... als Zugführer im Angriff bewährt... zeigt Umsicht und Entschlossenheit in der Abwehr...“ Mehr habe ich leider nicht behalten, aber es stand nur Positives drin.

Es ist die Zeit der Obstreife. Das Fallobst liegt massenweise in den Gärten und auf den Wegen. Mein Bursche hat einen ganzen Waschkübel voll gesammelt, so dass wir immer Obst im Hause haben. Kürzlich ging ich an einem Garten vorbei, in dem einige Franzosen gerade bei der Obsternte waren. Da winkt mir ein altes Mütterchen, stehen zu bleiben. Dann kommt sie an den Zaun und drückt mir einen ganz besonders schönen Apfel in die Hand. Ich bedanke mich sehr herzlich und bin über diese symbolhafte Geste mehr erfreut als über den Apfel.

Auf meinen Gängen durch den Ort komme ich öfter an einem Garten vorbei, in dem eine junge, sehr chic gekleidete Frau lesend in einem Liegestuhl ruht. Eines Tages gehe ich durch den Vorgarten einfach zu ihr hin und beginne unter einem Vorwand ein Gespräch. Ich erfahre, dass sie aus **Paris** ist und hier ihren Urlaub verbringt. Hübsch ist sie übrigens gar nicht, und deshalb beschränke ich mich auf Konversation.

Küstenschutz in der Bretagne

Wir werden verlegt. Während das marschfertige Bataillon auf der Straße antritt, verabschiede ich mich noch schnell bei meinem Nachbarn, einem Gemüsehändler. Die Tochter des Hauses ist im Keller. Ich treffe sie zwischen Obstkörben und Gemüsebergen. Meine Zeit ist knapp. Der Abschied ist deshalb verhältnismäßig kurz, aber überraschend intensiv. Als wir uns trennen, sagt sie: „Vous êtes formidable!“²¹⁷ Ich laufe auf die Straße zurück und besteige mein Pferd. Ich bin etwas müde und daher froh, dass ich nicht marschieren muss.

Wir werden zum Küstenschutz eingesetzt und übernehmen einen Abschnitt an der Kanalküste. Wir erreichen **Lannion**. Der Ort liegt ca. acht Kilometer von der Küste entfernt und hat die Größe einer Mittelstadt. Die Schützenkompanien mit den ihnen unterstellten Zügen der MG-Kompanie marschieren weiter zur Küste, während der Bataillonsstab mit Teilen der MG-Kompanie in Lannion bleibt. Ich bin als **Ordonnanz-Offizier** zum Bataillon kommandiert, mache Dienst beim Stab und wohne mit den Offizieren in einem Hotel neben dem Bahnhof. Diese Kommandierung ist ein ziemlich sicheres Zeichen dafür, dass ich zur Beförderung eingereicht bin.

Mein Dienst besteht in der Kontrolle fast aller Abteilungen des Bataillons. Mein täglicher Rundgang beginnt beim Bataillonsgeschäftszimmer und geht dann zu den Unterküften der MG-Kompanie, der Fahrer, zur Schmiede, zu den Fahrzeugen und weiteren Stellen. Da die einzelnen Abteilungen in der ganzen Stadt verteilt sind, komme ich auf meinen Rundgängen durch die ganze Stadt. Ich verbinde meine dienstlichen Wege mit privaten Spaziergängen und lerne die Stadt und einige Leute kennen.

Da unserem Bataillon hier in der Stadt im Ernstfall auch gewisse Verteidigungsaufgaben zufallen, muss der Ausbau von Verteidigungsstellungen geplant und vorbereitet werden. Auch für diese Aufgaben bin ich verantwortlich. So suche ich also an allen strategisch wichtigen Punkten der Stadt, an Eckhäusern, in der Nähe der Brücken und anderswo nach günstigen Feuerstellungen.

Meine Einkäufe mache ich immer in einer Kolonialwarenhandlung, deren Besitzer, ein älteres Ehepaar mit einer erwachsenen Tochter, aus dem Elsass stammen. Ich unterhalte mich öfter mit ihnen, und sie sind dankbar für mein Interesse an ihren Erzählungen. Sie stecken mir öfter mal etwas Essbares zu von Dingen, die schon selten zu haben sind, denn die Ernährungslage ist auch hier nicht rosig.

Kürzlich war ich bei einem Schneidermeister, dessen Frau unter der Hand mit Schokolade handelt. Ich hatte das irgendwie erfahren und war mal hingegangen. Als ich das Ladengeschäft betrat, erschien die Tochter. Mit dieser zierlichen kleinen Jeannine über Schokolade zu reden, schien mir zu banal. Wir unterhielten uns über andere Themen. Ich wiederholte von nun an meine Besuche, bis ich in die Wohnung gebeten wurde, zu der eine Treppe vom Geschäft direkt ins erste Stockwerk führte. Im Laufe der Zeit habe ich dann öfter Schokolade bekommen, und zwar waren es immer dicke ½-Pfund-

²¹⁷ *Sie sind wunderbar/großartig/sensationell!*

Tafeln. Im freien Handel gab es so etwas überhaupt nicht mehr. Als Gegengabe erhielt die Frau von mir Taschenlampenbatterien, die es ebenfalls nirgends mehr gab.

Eines Tages zeigte mir die 17-jährige Jeannine ein Foto der Familie mit einem deutschen-Soldaten. Ich erkenne in dem Soldaten einen Studienkameraden aus Berlin, mit dem ich einige Ausbildungssemester als Sportphilologe und gemeinsam das zweite Referendarjahr an der Menzel-Schule in Berlin-Tiergarten absolviert habe.

Auf meinen Dienstwegen treffe ich öfter eine junge Frau, die ihr Baby im Kinderwagen spazieren fährt. Eines Tages grüße ich sie und spreche sie an. Von nun an haben wir uns immer eine Weile unterhalten, wenn wir uns begegnen. Inzwischen habe ich gesehen, wo sie wohnt. Als ich ihr dann aber eines Tages bis fast vor die Wohnungstür entgegenkam, wurde sie böse. Das wollte sie absolut nicht haben. Ich hätte es mir denken können.

Gerade will ich das Haus verlassen, treffe ich einen ehemaligen Kompanieangehörigen aus Russland. Er ist jetzt bei einer Verpflegungsstelle tätig, die hier im Erdgeschoß des Hauses untergebracht ist. Ich gehe mit dem Soldaten hinein, unterhalte mich eine Weile mit ihm und ziehe dann mit einem anständigen Ende Wurst wieder ab.

In dem hiesigen Gefängnis ist auch unser Wehrmachtsgefängnis untergebracht. Dessen Personal untersteht ebenfalls meiner Kontrolle. Bei einem Inspektionsgang treffe ich auf dem Flur einige französische Frauen, die hier arbeiten. Da ich jede Gelegenheit zum Französisch-Sprechen wahrnehme, spreche ich sie an und höre, dass eine von ihnen bei der AEG in meinem Geburtsort Berlin-Oberschöneweide gearbeitet hat. Das gab natürlich Stoff für weitere Unterhaltung in ihrer Wohnung. —

Unsere Hotelwirtin ist sehr nett, aber ich bekomme sie selten zu sehen. Nur mit dem Zimmermädchen, das in Max Müllers Burschen verliebt ist, habe ich gelegentlich ein paar Worte gewechselt.

Es ist frisches, kühles Herbstwetter. Da Kohlen knapp sind, wird noch nicht geheizt. Mein Zimmer ist daher nicht gerade gemütlich. Mir macht das nichts aus, aber das Zimmermädchen, das ich gerade zu einem außerdienstlichen Besuch empfangen hatte, ist gleich wieder gegangen. Weidmannspech. —

Der Bataillonsführer, Hauptmann Glaser, ist zum Major befördert worden. Er freut sich mächtig und gibt ein Festessen für die Offiziere des Bataillonsstabes. Als Ordonnanzoffizier gehöre ich dazu, obgleich ich erst Feldwebel bin. Ich sitze neben dem Kommandeur. Da bemerkt er, dass ich Linkshänder bin. Da hat er wieder einen Grund, etwas an mir zu bemängeln. Er befiehlt mir, das Messer in die rechte Hand zu nehmen.²¹⁸ Befehl ist Befehl, und ich beginne, das Bratenstück herzhaft und furchtlos mit der rechten Hand durchzusäbeln. Da rutscht es mir unter dem Messer weg und plumpst dem Kommandeur auf den nagelneuen Majorsrock. Der Fettfleck ist echt, denn die Bratensauce ist aus echter zerlassener Butter hergestellt. Die anderen Offiziere beugen sich über ihre Teller. Sie gönnen es dem Major, denn sie können ihn alle nicht leiden. Andererseits sind sie froh, dass es ihnen nicht passiert ist. Mir ist die Situation natürlich peinlich, und ich entschuldige mich, obgleich auch ich dem bekleckten Rock keine Träne nachweine. Der Kommandeur sagt nur: „Das kann mal passieren“, und dann schweigt er sich aus. Vielleicht überlegt er sich mal, ob er in Zukunft solche dämlichen Befehle lieber unterlässt. Er hat dauernd etwas an mir auszusetzen. Einmal hat er mich angemeckert, weil meine Mütze zu schief saß.

Der Kommandeur wohnt nicht mit uns im Hotel, sondern in einem Privathaus. Dort ist einer der Räume zu einem bescheidenen Kasino umgestaltet, in dem wir auch jetzt wieder zusammensitzen. Der Major ist überglücklich über seine Beförderung, „Das habe ich mir immer gewünscht. Bis zum Major wollte ich es noch bringen“, erzählt er. Die Offiziere nützen die gehobene Stimmung des Majors aus, um ihm ein kleines Geheimnis zu entlocken, nämlich Maxens Beförderung zum Oberleutnant. Nach einigem Zögern gesteht der Kommandeur, dass sie perfekt sei. Da löst unser Bataillonsarzt, der mit Max besonders gut befreundet ist, einen seiner Sterne von seinem Schulterstück und heftet es bei Max an.

Der Major kann seine Herkunft doch nicht verleugnen. Auch er, obgleich von bäuerlicher Herkunft, hat ja als 12-Ender in der Reichswehr gedient, und als alter aktiver Berufsfeldwebel ist er mit den Geschäften eines Hauptfeldwebels gut vertraut. Nun macht er sämtliche Schreibstuben des Bataillons

²¹⁸ „Essen Sie rechts!“ soll er gemäß den mündlichen Berichten des Autors wörtlich gesagt haben.

durch dauernde Kontrollen unsicher. Er hat sich daher zur Zeit den Spitznamen „Bataillonsspieß“ eingehandelt. Seine Spitznamen wechseln aber häufig.

Jetzt ist dem Bataillonskommandeur etwas höchst Unangenehmes passiert. In der Wohnung des Kommandeurs ist ein Zimmermädchen beschäftigt, das gleichzeitig auch den Ordonnanzen im Kasino hilft. Eines Tages guckt die Ordonnanz aus reiner Neugierde einmal in die Aktentasche des Mädchens und findet darin den Plan unseres örtlichen Telefonnetzes, der geheim ist. Das Mädchen wird sofort verhaftet, aber auch der Kommandeur bekommt Ärger, denn er hat den Plan in unbegreiflichem Leichtsinne immer offen auf dem Nachttisch liegen, um ihn notfalls nachts gleich zur Hand zu haben. Die Sache läuft für den Kommandeur nur deshalb noch einmal glimpflich ab, weil er beim General „eine gute Nummer“ hat. Immerhin bestätigt die Angelegenheit wieder einmal zwei Tatsachen: 1.) Die geradezu sträfliche Sorglosigkeit der Deutschen gegenüber subversiver Tätigkeit und überhaupt Probleme: Mangelnde Wachsamkeit und mangelndes Misstrauen gegenüber dem Feind. 2.) Auch in Frankreich ist der Widerstand aktiver, als es nach außen hin scheint.

Die Kompanien, die hier zum Küstenschutz eingesetzt sind, haben ein herrlich ruhiges Leben. Die meisten Stellungen und Quartiere liegen in den Küstenorten, die ja alle Badeorte sind. Die Männer sind in bequemen Pensionen untergebracht, und die Offiziere wohnen geradezu komfortabel in den besten Häusern. Selbst die Bunker und Stellungen außerhalb der Ortschaften liegen in einer romantischen Landschaft auf steilen Klippen hoch über dem Meer oder in den herrlichen Buchten dieser reichgegliederten Felsenküste.

Dass wir jedoch den Krieg nicht ganz vergessen, dafür sorgen die französischen Widerstandskämpfer, die immer wieder einmal einen unserer abgelegenen Stützpunkte überfallen. Auch britische Agenten springen hinter der Küste ab. Sie sollen im Falle einer Invasion den Widerstand der französischen Bevölkerung organisieren und Sabotageakte durchführen. Von Zeit zu Zeit finden wir Fallschirme auf den Äckern und Wiesen. Kürzlich ist so ein Agent festgenommen worden. Er hatte sich bei einem Bauern als Knecht getarnt. Kämpfer, Soldaten einer Nation müssen nach internationalem Recht eine entsprechende Uniform tragen, wenn sie als Soldaten behandelt werden wollen. Tun sie es nicht und agitieren in Zivil, müssen sie als Saboteure behandelt werden. Kein Mensch kann es einer kriegführenden Macht verübeln, wenn sie Saboteure und zivile Heckenschützen mit aller Härte bekämpft.

Wir haben heute einen Marinestützpunkt besichtigt, auf dem ein riesiges Funkmess- und Horchgerät steht. Mit diesen Geräten kann man die britischen Flugzeuge bereits sehen, wenn sie drüben starten. So wird uns erzählt. Den Briten sind diese Geräte ein Dorn im Auge. Deshalb hat ein britischer Stoßtrupp bereits einen ähnlichen Stützpunkt überfallen, ein Stück aus dem Gitterwerk eines Horchgerätes herausgeschnitten und mitgenommen.²¹⁹ Die Engländer sind geradezu Stoßtruppspezialisten. Sie haben schon mehrere unserer Stützpunkte überfallen.

Einer unserer Feldwebel steckt in einer üblen Affäre. Er gehört zu einem Kommando, das auf einem Marinestützpunkt die französischen Arbeiter überwacht, die dort gewaltige Betonbauten mit Panzerkuppeln für schwere Küstenartillerie installieren. Gestern nun entstand aus ungeklärten Gründen ein Tumult. Ein Kamerad rief dem Feldwebel zu: „Pass auf!“ Der drehte sich blitzschnell um, glaubte zu sehen, dass ein hinter ihm stehender Arbeiter einen Stein in der Hand hatte, riss seine MPi hoch und schoss. Der Arbeiter war auf der Stelle tot. Er ist Vater von vier Kindern. Der deutsche Bauleiter ist empört und will den Feldwebel vor Gericht bringen.

Die Offiziere unserer beiden an der Küste eingesetzten Kompanien geben ein Fest. Das Offizierskorps des Bataillons versammelt sich in der Villa eines der Kompaniechefs. Der Abend beginnt mit einem friedensmäßigen Festessen, das aus acht Gängen besteht. Anschließend setzen wir uns ins Nebenzimmer, wo wir bei munterer Unterhaltung allmählich zu alkoholischen Getränken übergehen. Und dann wird getanzt, denn wir haben auch ein paar französische Mädchen unter uns. Ich sitze neben einer kleinen Französin mit einem pausbackigen Puppengesicht. Max Müller hat sie „Praliné“ getauft. Der Name ist treffend, denn sie sieht wirklich süß und appetitlich aus. Auf der anderen Seite des Mädchens sitzt der Major, der aber aus der Unterhaltung ausscheidet, weil er kein Französisch kann. Einmal

²¹⁹ *Operation BITE oder BITING* gegen die Funkmessstellung bei Bruneval am Cap d'Antifer vom 27./28. Februar 1942 (Karl Ries: *Luftwaffe Photo-Report 1919-1945*, Motorbuch Verlag Stuttgart 1984, S. 198; Otto Karl Hoffmann: *Ln - Die Geschichte der Luftnachrichtentruppe*, Band II, Kurt Vowinkel Verlag, Neckargemünd 1973, S. 46ff; *Dokumentar-Video „The Bruneval Raid“*)

äußert er seine Überraschung darüber, dass ich französisch spreche. Ich blicke zu Max herüber, der auch gut französisch spricht. Er zwinkert mir zu, und mit einer wegwerfenden Gebärde zum Kommandeur hin schüttelt er lächelnd den Kopf.

Wir tanzen noch gar nicht lange, als uns eine böse Nachricht stört: Die Amerikaner sind in Afrika gelandet.²²⁰ Wir sind mehr verärgert als erschüttert. Es geht nicht mehr vorwärts. Erst **Stalingrad**, jetzt auch die Bedrohung des **Afrikakorps**! Wir wollen uns aber den schönen Abend nicht verderben lassen. Es ist 10 Uhr. Eine Stunde bleiben wir noch zusammen. Dem Kommandeur muss der Abend ausnehmend gut gefallen haben, sonst hätte er ihn schon längst abgebrochen. Aber um 11 Uhr hat er keine Ruhe mehr und gibt das Zeichen zum Aufbruch. Kurz vor unserer Abfahrt kommt noch ein Regimentsbefehl über Sicherheitsmaßnahmen gegen Sabotageakte oder Überfälle der Widerstandskämpfer. Ich werde gleich zur Weiterleitung der Befehle eingesetzt, steige in den bereitstehenden Wagen und brause, die entsicherte Pistole in der Hand, durch die Nacht nach Lannion zurück. Es ist der 8.11.42.

Die französische Zivilbevölkerung verhält sich uns Deutschen gegenüber neutral, wenn nicht sogar freundlich. Aber öffentlich zeigen sie das nie. Jeannine, die Tochter des Schneiders, sieht mich auf der Straße überhaupt nicht an, aber zuhause küsst sie mich. Aber das darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Franzosen von einem tiefen Nationalstolz beseelt sind und uns im Grunde ihres Herzens zum Teufel wünschen.

Dienstags ist Markttag. Da gehe ich immer hin, schlendere von Stand zu Stand, höre dem Feilschen und Anpreisen der Händler zu und kaufe auch gelegentlich etwas. Einmal musste ich den Kommandeur zum Markt begleiten. Er wollte Einkäufe machen und brauchte einen Dolmetscher.

Ich komme mit einem Mädchen ins Gespräch, das mit einer großen Tasche ihre Einkäufe macht. Sie ist aus Brest. Ich frage so ganz unverbindlich nach Beruf, Arbeitsstelle, Wohnung, und sie gibt mir ebenso unverbindliche Antwort.

Wir werden schon wieder verlegt. Es sieht so aus, als ob wir fast regelmäßig alle sechs Wochen unseren Standort wechseln. Das geschieht sicherlich, um die feindliche Spionage über unsere Stärke und Standorte im Unklaren zu lassen. Aber ich hasse diese ewigen Wechsel. Das Herumzigeunern ist mir zuwider. Wie herrlich haben es dagegen alle diese ortsfesten Dienststellen, Kommandanturen, Nachrichten- und Versorgungseinheiten, höheren Stäbe und was hier sonst noch alles herumwimmelt. Ich weiß nicht, ob die Zahlen stimmen, aber bei uns sollen auf einen Frontsoldaten alles in allem 13 Etappenhengste kommen. Bei den Russen soll das Verhältnis 1:8 sein. Und diese Etappenhengste sitzen hier schon seit zweieinhalb Jahren auf demselben Fleck, haben feste Freundschaften mit der französischen Bevölkerung, haben sich verliebt und verlobt, sind wohlgenährt, fahren alle sechs Monate mit bleischweren Koffern in Urlaub und wissen kaum noch, dass Krieg ist.

Bei allem Verständnis für die Notwendigkeit rückwärtiger Dienste steht andererseits fest, dass manche Dienststellen völlig überflüssig sind und andere mit der halben Belegschaft arbeiten könnten. Ich gebe ehrlich zu, dass bei diesen Überlegungen ein bisschen Neid mitspielt, und dass ich ganz gerne mal für längere Zeit hier hinten gesessen hätte, aber nicht für die Dauer des Krieges. Das lässt der Frontkämpferstolz nicht zu.

Also heißt es wieder einmal Packen. Und Abschied nehmen. Am Marschziel des ersten Tages übernachtete ich mit einem Feldwebel in einem Privatquartier. Die nächste Nacht verbringe ich mit allen Offizieren in einem Hotel. Gewöhnlich mache ich nach unserer Ankunft noch einen Bummel durch den Ort.

Nach mehreren Tagesmärschen haben wir unseren neuen Abschnitt erreicht. Wir liegen im Raum von **Brest**. Unser Bataillon ist in **Le Conquet** stationiert, einem bretonischen Kleinstädtchen direkt an der Küste am äußersten Westende der bretonischen Halbinsel. Unser Bataillonsstab ist in der Schule untergebracht.

Wenige Tage nach unserer Ankunft bin ich wieder mit Urlaub dran, vom 18.12.42 bis 4.1.43. Er kam so überraschend, dass ich wieder nichts für die Eltern mitnehmen konnte. Hier in dem kleinen Ort gibt es sowieso nichts zu kaufen. Das letzte Mal war ich auch mit fast leeren Händen nach Hause gekommen. Deshalb beschloss ich, einen Urlaubstag zu opfern. Ich stieg in **Plouaret-Trégor** um und machte einen Abstecher nach Lannion. Hier steige ich zunächst in unserm alten Hotel am Bahnhof ab,

²²⁰ *Operation TORCH*

wo seinerzeit die Offiziere des Bataillons wohnten. Die Wirtin erkennt mich natürlich wieder, denn wir sind ja noch nicht lange fort. Sie weist mir ein Zimmer an, ich stelle meinen Koffer hinein und gehe sofort auf Tour. Mein erster Besuch gilt dem elsässischen Kaufmannsehepaar. Ich frage nach Butter. Die Frau gibt mir zwei Pfund und sagt, wenn ich sie früher benachrichtigt hätte, hätte sie mir noch mehr geben können. Anschließend gehe ich zum Wehrmachtsheim. Dort kenne ich den Verpflegungsunteroffizier, der mir auch noch drei Pfund verkauft. Inzwischen ist es dunkel geworden, aber ich will unbedingt noch zum Schneider. Das Geschäft ist noch geöffnet, aber es ist alles dunkel. Von der Treppe, die nach oben in die Wohnung führt, fällt ein schwacher Lichtstrahl. Als bei meinem Eintritt die Türschelle klingelt, ruft Jeannine von oben herunter: „Y a-t-il personne?“²²¹ Ich antworte nur: „Oui!“²²² Da höre ich sie überrascht ausrufen: „Oh, c’est Monsieur Herbert. J’en suis sûre!“²²³ Und während sie das noch sagt, kommt sie schon eilig die Treppe herunter. Es gibt eine herzliche Begrüßung mit Küsschen. Nach einer längeren Unterhaltung mit den Eltern verlasse ich das Haus mit einer dicken Tafel Schokolade und kehre spät abends in mein Hotel zurück. Die Wirtin sitzt noch mit einigen Gästen am Tisch. Auch ich nehme im Schankraum Platz, und als die Gäste dann gegangen waren, kommt die Wirtin zu mir. Im Verlauf des Gesprächs kommt sie noch einmal auf den Fotoapparat zu sprechen, der ihr während unseres Aufenthaltes in ihrem Hotel gestohlen worden war. Sie hat Maxens Burschen im Verdacht. Ich erzähle ihr, dass dieser Gefreite wegen eines anderen Deliktes, das er inzwischen schon wieder begangen hatte, zum einfachen Soldaten degradiert worden sei.²²⁴ Diese Nachricht hört sie mit Genugtuung.

Für die Übernachtung habe ich nichts zu bezahlen brauchen. So fahre ich am nächsten Morgen an die Hauptstrecke zurück und steige in Plouaret-Trégor wieder in den Militärurlauberzug.

Zuhause angekommen, stapete ich vor den Augen meiner Eltern erst einmal die fünf Pfund Butter auf den Küchentisch und lege dann noch die dicke Tafel Schokolade dazu. Das ist eine willkommene Zusatzration für meine lieben Eltern und meine Urlaubstage. In den nächsten Tagen bin ich voll ausgelastet mit Besuchen bei Verwandten und Bekannten. Ich hatte auch eine Verabredung mit Ruth in einem Schöneberger *Café*²²⁵, das ich in der völlig verdunkelten Stadt erst nach längerem Suchen fand. Und dann war auch dieser Urlaub zu Ende. Ruth hatte mich noch zum Anhalter Bahnhof gebracht, und nun rollt der Zug durch die vertrauten Stadtviertel der geliebten Heimatstadt dem Westen zu.

In Reims steigt ein Leutnant unseres Bataillons zu. In Brest geht er in die Bahnhofskommandantur, um dem Bataillon in Le Conquet unsere Ankunft mitzuteilen und vielleicht einen Wagen zum Abholen zu bekommen. Ich warte inzwischen an der Brüstung des hohen Steilufers der Hafenbucht, die sich tief unter mir bis in die weite Ferne ausbreitet. Dabei beobachte ich ein U-Boot, das in der Bucht gerade eine Trimmfahrt macht und Tauchübungen vornimmt.

Nach einer Weile kommt der Leutnant zurück, streckt mir die Hand hin und sagt: „Gratuliere, **Herr Leutnant!**“ Er hatte am Telefon vom Adjutanten Leutnant Gawletta erfahren, dass ich mit Wirkung vom 1.11.42 zum Leutnant befördert worden war. Das musste natürlich sofort gefeiert werden, und da wir bis zur Abfahrt des Autobusses – das Bataillon konnte uns nicht abholen – noch viel Zeit hatten, gingen wir in das „Haus des Seekommandanten“. Das ist ein Etablissement, das im Erdgeschoß ein Speiserestaurant und im ersten Stock Kasinoräume für Marineoffiziere besaß. Inzwischen hatte sich noch ein Feldweibel unseres Bataillons eingefunden, den ich gleich mitnahm. Ich lade die beiden also zum Essen ein und leiste mir selbst zur Feier des Tages eine Gänseleberpastete. Der Preis ist beachtlich, aber ich konnte dieser Delikatesse eigentlich keinen Geschmack abgewinnen.

In Le Conquet begrüßt mich Leutnant Gawletta sehr herzlich. Er hatte ursprünglich die Absicht, mir die Nachricht von meiner Beförderung und gleich drei Tage Einkleidungsurlaub telegrafisch mitzuteilen, aber das Telegramm hätte mich in Berlin nicht mehr erreicht. Stattdessen hatte er sich etwas anderes ausgedacht: Er wollte mir drei Tage Einkleidungsurlaub nach Paris vermitteln und dann gleich mitkommen.

Am nächsten Tag bringe ich erste einmal meinen Rock und Mantel in die Schneiderei, um mir die Rangabzeichen aufnähen zu lassen. In der Zwischenzeit schreibe ich meinen Eltern einen Brief, worin

²²¹ *Ist dort jemand?*

²²² *Ja!*

²²³ *O, das ist Herr Herbert. Dessen bin ich mir sicher!*

²²⁴ *Diese Erzählung folgt auf S. 115.*

²²⁵ *im Original hier wie auch im folgenden des öfteren in der wohl zeittypischen Schreibweise „Kaffee“*

ich ihnen meine Beförderung mitteile und gleichzeitig um meine Schirmmütze und Papas 6,5-mm-Pistole bitte. Die Schirmmütze hatte ich im letzten Urlaub schon im Hinblick auf die zu erwartende Beförderung mit einer Silberkordel versehen lassen, und Papas Pistole entsprach genau den Anordnungen des OB (*Oberbefehlshaber*) Frankreich, die forderte, dass Offiziere eine Waffe tragen sollten, ohne dass sie auffiel. Abends lud ich dann nochmals alle anwesenden Offiziere des Bataillons zu einem bescheidenen Fest in unserem Kasino ein. Dieses „Kasino“ war die Wohnung der Witwe eines wohlhabenden Bürgers der Stadt. Die Dame war schon sehr alt, aber unverkennbar aus gutem Hause. Das ihr gehörende Haus lag gegenüber der Schule. Hier saßen wir nun gemütlich bei einigen Flaschen Wein zusammen. Es war ein bescheidenes Fest, aber zum Schluss saßen wir nicht mehr auf den Stühlen, sondern auf den Schränken und ließen die Beine herunterbaumeln. Wir waren aber nicht einmal angeheitert, sondern nur heiter. Und wir haben nichts kaputt gemacht.

Die Division darf 30 Mann zur Besichtigung nach Paris schicken, und der liebenswürdige Adju hat mich als Führer dieser Gruppe vorgesehen. Die Truppenführung tut schon etwas, um den Mannschaften etwas Abwechslung und Einblick in französische Kultur zu bieten. Da aber die Ernährungslage in Paris sehr schwierig ist, darf außer den in der Stadt liegenden Wehrmachtsteilen niemand ohne Sondergenehmigung hinein. Der Besuch der Stadt wird daher immer nur in kleinen Gruppen gestattet. Die Dienststelle, bei der wir uns melden müssen, liegt in der Nähe der **Place de la Concorde**. Dort wird uns ein Elsässer zugeteilt, der die Führung durch die Stadt übernehmen soll. Da ich Paris schon kenne, nehme ich nur einmal an einer Gruppenführung teil, um den **Arc de Triomphe** zu besteigen. An den übrigen Tagen spaziere ich allein durch die Stadt und besuche alle die Stätten, die ich vor zehn Jahren als Student kennengelernt hatte. Damals war ich friedlicher, wenn auch nicht bei allen gern gesehener Gast. Das Misstrauen gegen Hitler, der damals gerade an die Macht gekommen war, und französischer Chauvinismus wurden mir schon damals entgegengebracht. Heute stehe ich als Offizier der Besatzungsmacht an denselben Orten.

Die Gruppe ist in einem Wehrmachtsquartier in einem großen Raum untergebracht. Ich selbst wohne in einem kleinen Hotel in der Nähe der **Place de l'Opéra**.

Heute ist Sonntag. Ich gehe, genau wie vor zehn Jahren, zum Gottesdienst in die **Madeleine**. Nach dem Gottesdienst sehe ich ein hübsches, gepflegtes Mädchen die Kirche verlassen. Ich gehe ihr nach und spreche sie an. Da stellt sich heraus, dass sie Deutsche ist, die bei einer deutschen Dienststelle arbeitet. Im ersten Augenblick bin ich etwas enttäuscht, denn ich wollte ja französisch sprechen. Aber nun war es geschehen, und so liefen wir noch eine Weile durch die **Champs-Élysées**, bis jeder zum Essen nach Hause musste.

Am letzten Abend besucht unsere Gruppe die „**Folies Bergère**“. In dieses Kabarett gehe ich mit. Zwar habe ich bei dem rasanten Sprechtempo des Conférenciers und dem Feuerwerk sprühender Witze nicht viel verstanden. Auch war die Rahmenhandlung äußerst dürftig, aber dafür wurde sehr viel Fleisch geboten.

16.–18.2.43 (?). Ich fahre mit Leutnant Gawletta für drei Tage nach Paris. Wir wohnen in einem der elegantesten Hotels von Paris in der Nähe der Opéra. Das Mittagessen am ersten Tag nehmen wir im exklusiven „**Tour d'argent**“ ein. Das Restaurant liegt im dritten Stock eines Hauses an der **Seine**, etwa gegenüber der **Notre-Dame**. Ein Fahrstuhl hat uns in den dritten Stock gebracht. Von unserem Tisch haben wir einen herrlichen Blick auf die Seine, die Kathedrale und die Stadt. Das Menü beginnt mit Austern, denen noch diverse Gänge folgen. Das Menü hat 20,- Mark gekostet. Die übrigen Gäste sind Diplomaten, hohe französische Verwaltungsbeamte, wohlhabende Geschäftsleute und deutsche Offiziere. Eine distinguierte Gesellschaft, unter denen sich eine sehr gepflegte, attraktive junge Frau befindet, die, hinter ihrem Mann zum Ausgang schreitend, noch einen langen Blick auf uns wirft.

Die Einkäufe zur Vervollständigung meiner Offiziersausrüstung, deretwegen wir ja hier sind, nehmen die wenigste Zeit in Anspruch. In dem Wehrmachtskaufhaus besorge ich mir eine Hose und ein paar andere Kleinigkeiten. Ich bekomme sogar noch ein paar Hosenträger, worüber ich besonders erfreut bin, denn Gummiwaren sind knapp. Während ich noch am Verkaufstisch stehe, taucht neben mir plötzlich Leutnant Baumann auf, ein junger, frischer, etwas rundlicher und immer fröhlicher, sympathischer Kamerad. Neben uns wird ein Zahlmeister von einer Verkäuferin bedient. Sie bringt eine Rolle Gummiband (Mangelware!), die der Zahlmeister schnell in seiner Aktentasche verschwinden lässt. Baumann hat es auch gesehen und sagt: „Ja, Schrödter, für eine Einladung zum Abendessen ist noch alles zu haben!“ Draußen auf der Straße achte ich dann besonders auf Zahlmeister und andere Etappenhengste, die hier massenweise herumlaufen. Sie sind alle tadellos

angezogen und tragen Uniformen aus bestem **Strichtuch**. Da erinnere ich mich an den Befehl, dass Strichtuch nur an Frontoffiziere und auch nur gegen besondere Bescheinigung abgegeben werden darf. Ich blicke an mir herunter, denn ich trage den billigen Uniformstoff aus **Zellwolle**. Es ist doch eine verfluchte Schweinerei!

Abends gehe ich mit Gawletta in die Oper.

Am Abend des zweiten Tages nehmen wir eine Einladung zweier deutscher Mädchen an. Eine von ihnen ist die, die ich damals am Sonntag nach der Messe kennengelernt hatte. Ich glaube, der Abend ist für die Mädchen etwas enttäuschend verlaufen. Sie hatten Wein besorgt, machten Radiomusik und wollten sicher tanzen. Aber Gawletta machte keine Anstalten, vielleicht wegen seines Berufes, vielleicht konnte er auch gar nicht tanzen. So unterließ ich es auch aus Solidarität. Da blieb es dann beim Weintrinken.

Am letzten Abend hatten wir uns noch einmal mit den Mädchen in einem Café verabredet. Ich hatte vorher noch etwas zu besorgen und wollte nachkommen. Als ich dann hingehen will, fällt mir der Name des Cafés nicht mehr ein. Ich zermartere mein Gehirn, laufe durch mehrere Cafés auf den Champs-Élysées, aber ich finde sie nicht. Inzwischen war es Zeit, zum Bahnhof zu gehen, wenn ich den Zug nicht versäumen wollte. Ich gehe auf den Bahnsteig – da stehen sie alle drei. Ich fürchte, dass mir niemand meine Erklärung geglaubt hat. Es war peinlich und ärgerlich. Ich habe Gawletta dann 20,- Mark als Unkostenbeitrag angeboten, die er nach kurzem Zögern nahm. Er hatte ja die Zeche für drei Personen allein bezahlen müssen.

Unterwegs im Zug sagt mir Gawletta, dass er seine Nagelzange vermisst und fragt, ob ich sie vielleicht eingepackt hätte. Ich verneine. Hoffentlich glaubt er mir wenigstens dieses. Diese Reise war jedenfalls eine „bleibende Erinnerung“. Es gibt Tage, an denen alles schief geht.

Der Regimentskommandeur, Oberstleutnant Haarhaus, hat eine Besichtigung unserer Stellungen in der Götterbucht²²⁶ angekündigt. Dieser Abschnitt untersteht meinem Kommando. Zur Begrüßung des Kommandeurs haben sich die Offiziere des Bataillons am Strand aufgebaut. Sechs Männeken, schön sauber in Linie ausgerichtet, stehen im Sand des leeren Strandes und erwarten den Kommandeur. Es ist ein Bild zum Lachen, aber der steife Kommandeur wünscht, dass militärische Formen gewahrt bleiben. Als er kommt, wird ihm vorschriftsmäßig gemeldet. Dann muss ich noch extra vortreten und meine Beförderung (in einer vorgeschriebenen Formel²²⁷) melden, die er seinerzeit selbst unterschrieben hat. Dann gratuliert er mir. Nun beginnt die Besichtigung.

Laut Regimentsbefehl war ich aus dem Bataillonsstab ausgeschieden und als Zugführer zu meiner alten Kompanie zurückgekehrt. Dann habe ich als Abschnittskommandant die Verteidigungsstellungen der Götterbucht in diesem etwa eineinhalb Kilometer langen Küstenstreifen übernommen. In meinem Abschnitt befinden sich zwei 7,5-cm-Kanonen (**Kampfwagenkanonen**), vier schwere Maschinengewehre und vier schwere Granatwerfer. Die Feuerstellungen liegen teils einzeln, teils gruppenweise zusammen, sind jeweils von einem Drahtverhau ringartig umgeben und außerdem auf der ganzen Länge des Abschnitts von einem durchgehenden Drahtverhau vorn und im Rücken gesichert, wobei die besonders gefährdeten Stellen zusätzlich durch Minensperren geschützt sind. Mein Gefechtsstand befindet sich in dem stärksten Stützpunkt der Bucht. Er ist mit vier Granatwerfern und zwei sMGs bestückt, besitzt einen Betonbunker und zwei kleine Wohnbaracken, in denen ich mit den Bedienungsmannschaften hause. Die Baracken sind so tief in die Erde versenkt, dass nur die Dächer ein wenig darüber herausragen. Es ist eine ruhige Zeit. Zwar weht hier oben auf der Steilküste eine steife Brise, und es ist auch regnerisch, aber es ist nicht kalt. Außerdem haben wir genügend Heizmaterial. Tagsüber buddeln wir an unseren Laufgräben herum und verbessern die Stellungen, und abends sorgt Obergefreiter Willi Neuhaus mit seinem trockenen Humor für Unterhaltung. Neuhaus ist, wie alle andern auch, waschechter Berliner und von Beruf Bierfahrer. Ich habe ihn schon wiederholt zum Unteroffizier vorschlagen wollen, aber er lehnt jede Beförderung ab. So wie er, sind alle hier alte, bewährte Russlandkämpfer und haben in vielen Schlachten und Kämpfen ihre Pflicht getan. Sie lieben den Krieg nicht, aber sie ertragen ihn mit Gleichmut und Berliner Schnoddrigkeit. Wenigstens nach außen. Sie halten in treuer Kameradschaft zusammen, und es ist gar kein Zweifel, dass sie weiterhin ihre Pflicht tun, bis zum Ende.

²²⁶ als reale topographische Bezeichnung nicht gefunden; wahrscheinlich handelt es sich um eine militärische Geländetaufe. Unterlagen darüber sind nicht zu finden.

²²⁷ vermutlich „Leutnant Schrödter meldet sich mit neuem Dienstgrad!“

Nur einer gefällt mir nicht. Es ist ein Neuer, der mit einem der letzten Rekrutenschübe gekommen ist. Ein junger, kräftiger Kerl, der das Zeug zu einem guten Soldaten hätte. Aber er will nicht, ist faul und widerwillig. Ich habe schon mit ihm unter vier Augen in aller Ruhe gesprochen, aber er ändert sich nicht. Er heißt Hargesheimer und ist ausgerechnet noch aus Friedrichshagen²²⁸.

Jeden zweiten Abend schicke ich einen Mann nach Le Conquet, um aus einem dortigen Hotel zusätzliches Abendessen zu holen. Die Portionen, die er in unsere Kochgeschirren holt, sind klein, aber es ist ein zusätzliches warmes Essen. Es kostet 1,- Mark. Einmal schicke ich einen Mann für einen ganzen Tag ins Hinterland zum Organisieren von Zusatzverpflegung. Der Kerl bleibt zwei volle Tage weg und kommt dann noch mit leeren Händen zurück. Er meint, er hätte doch erst die Quellen ausfindig machen müssen. Jetzt wüsste er, wo etwas zu holen sei. Ich ließ ihn also nochmals losziehen. Diesmal blieb er drei Tage fort und kehrt dann mit ein paar Würsten zurück, die gerade für jeden ein fingerlanges Stück abgeben. Ich habe diesen Gauner nie wieder fortgelassen.

Heute haben wir weiter an der Verbesserung unserer Stellungen gearbeitet. Ich habe, wie immer, fleissig mitgebuddelt, weil es mir Spaß macht. Dabei war ich so in meine Beschäftigung vertieft, dass ich den leise einsetzenden Regen gar nicht bemerkte. Als ich dann aber allmählich nass wurde und aufblickte, stellte ich fest, dass ich ganz allein im Regen stand, während sich die ganze übrige Bande in die Baracke zurückgezogen hatte und mir durch das Fenster feixend zusah.

Meinem Stützpunkt sind vier französische Arbeiter zugeteilt, die die hüfthohen Steinwälle, die die Äcker und Weiden begrenzen, abtragen sollen, um besseres Schussfeld zu schaffen. Sie tun es ungern und arbeiten sehr langsam. Ich kann es ihnen nachfühlen. Heute sind nur drei gekommen, und ich frage nach dem Fehlenden. Ich sage ihnen auch, dass ich ihr träges Arbeiten wohl bemerkt hätte und auch ihre Beweggründe kenne. Sie geben es zu. Sie waren bei der Marine und hatten in Toulon an der **Selbstversenkung der französischen Flotte** teilgenommen, um sie nicht in deutsche Hände fallen zu lassen. Sie trauern um ihre stolzen Schiffe, erklären die Versenkung für unsinnig und sind überhaupt über den militärischen Zusammenbruch ihres Vaterlandes sehr bedrückt. Welch vorbildliches Nationalbewusstsein!

Dieser verdammte Stacheldraht! Bei meinen Kontrollgängen muss ich zwangsläufig durch mehrere dieser Sperren und zerreiße mir dabei jedesmal den Mantel. Heute nacht habe ich mir wieder einen fingerlangen Dreieck hineingerissen.

Die deutsche 6. Armee hat am 31.1.43 in Stalingrad kapituliert. Der Heldenkampf dieser tapferen Divisionen ist beendet. Nur Frontkämpfer können beurteilen, was diese Kameraden geleistet und erduldet haben. Hatten wir nicht mehr die Kraft, 90.000 Mann aus dem Kessel herauszupauken? Oder wollte man nicht? Mir scheint, da ist irgendetwas nicht in Ordnung. Moskau, Afrika, Stalingrad. Es sieht so aus, als ob es rückwärts geht.

Bei einem Spaziergang durch Le Conquet begegnet mir ein Mädchen, das mich so freundlich anlächelt, dass ich mich geradezu verpflichtet fühle, sie anzusprechen. Aber es bleibt bei einem Gespräch. Sie ist verlobt und steht für Spaziergänge nicht zur Verfügung. Aber vielleicht war die Verlobung nur eine Schutzbehauptung vor allzu schneller Zustimmung. Vielleicht hätte ich noch ein bisschen länger bitten sollen?

Unser Bataillon wird abgelöst und nach **St. Renan** verlegt. Ich übernehme wieder den schweren Granatwerferzug. Meine Mannschaften sind in dem kleinen Saal einer Gastwirtschaft untergebracht und ich bekomme ein Quartier, das ursprünglich für den Kompaniechef vorgesehen war. Die Wohnungsinhaberin, Mme.²²⁹ Jacob, erzählt mir, dass sie über diesen Wechsel unbeschreiblich glücklich sei. Der Chef sei ihr etwas unheimlich gewesen. Ich kann mir das gut vorstellen. Hauptmann Degener mit seiner breiten, massigen Bauerngestalt und seinem fleischigen Bulldoggengesicht musste der Französin wie der leibhaftige, gefürchtete deutsche „Hunne“ erschienen sein. Aber Degener ist im Grunde ein gutmütiger Kerl, wenngleich er Leute, die er nicht leiden kann, gewaltig in die Zange nehmen kann. Er ist Bauer – fast alle MG-Kompaniechefs sind Bauern – und ehemaliger Zwölfender. Er hofft auf eine Beförderung zum Major, aber der Bataillonier will ihn nicht hochkommen lassen, genauso wie mich damals. Und dem vornehmen, kultivierten, arroganten Regimentskommandeur ist der Bauer ohnehin nicht recht. Degener spürt die Schwierigkeiten, die man ihm macht. Als ich einmal abends bei ihm im Quartier saß, beklagte er sich bitter über die Kabalen seiner Vorgesetzten. Er

²²⁸ *damaliger Wohnsitz des Autors*

²²⁹ *Madame, Frau*

scheint eine Schwäche für mich zu haben, denn er fragt mich öfter nach diesem und jenem und holt mich auch sonst heran, wenn er mal Unterstützung braucht. Erst gestern dolmetschte ich bei seiner Verhandlung mit einem Müller über eine Mehllieferung für die Kompanie. Schon öfter fragte er mich nach meiner Meinung über irgendwelche Angelegenheiten. Und da ich zu alledem noch gut reiten kann, ist er ganz offensichtlich mit mir sehr zufrieden. Aus dem kritischen und misstrauischen Vorgesetzten in Majaki („... mal seh'n, was Du für'n Scheich bist...“) ist fast ein vertrauensvoller Kamerad geworden.

Er wurde später dem Vernehmen nach Führer eines **Turkbataillons**. Man hat ihn also zwar befördert, aber doch gewissermaßen abgeschoben.

Die Auswahl der Bataillonsführer war nicht immer glücklich. Die hohen Offiziersverluste erzwangen eine weniger strenge Auslese. Man beförderte auch sehr viele Feldwebel und Oberfeldwebel der alten Reichswehr zu Offizieren und viele von ihnen erreichten im Laufe des Krieges Majorsrang. Diese „Zwölfender“ waren langgediente, meist tüchtige Berufssoldaten, die ihr Handwerk bestens verstanden. Aber für die weitergehenden Aufgaben eines höheren Offiziers fehlten ihnen oft die Voraussetzungen. Weniger die militärischen, als vielmehr die umfassende Bildung, Weitblick, Weltgewandtheit, Menschenführung und anderes mehr. Bei vielen kam immer wieder der alte Kommisskopp durch.

Als Hauptmann Degener als dienstältester Offizier des Bataillons den in Urlaub fahrenden Bataillonskommandeur vertritt, übergibt er mir die Führung der Kompanie. Außerdem legt er mir dringend ans Herz, möglichst oft die Unteroffiziersreitstunden durchzuführen. Später musste ich ihm leider gestehen, dass ich Unteroffiziersreitunterricht und Reitschulung nur zweimal abgehalten habe, weil ich durch den Papierkrieg stundenlang in der Schreibstube festgehalten worden war.

Heute früh kommt ein Befehl zur Abstellung von sechs Mann für die Neuaufstellung einer Einheit, die nach Russland gehen soll. Beim Morgenappell lese ich der Kompanie den Befehl vor und frage dann gewohnheitsgemäß erst nach Freiwilligen. Es ist ja eine undankbare Aufgabe, Männer aus einer Einheit herauszureißen, in die sie sich eingelebt haben. Noch dazu, wenn sie nach Russland müssen. Aber ich erlebe eine meiner größten Überraschungen. Es melden sich mehrere Freiwillige, so dass ich nur einen einzigen ohne seine Zustimmung zu melden brauche. Nach dem Appell lasse ich die Leute in die Schreibstube kommen und frage sie einzeln unter vier Augen, warum um alles in der Welt sie denn freiwillig aus dem bequemen Frankreich in das mörderische Russland zurück gehen wollen. Die Antworten sind verblüffend und erschütternd zugleich.

Der erste antwortet mir:

„Mein Bruder ist in Russland, und ich will es nicht besser haben als er.“

Der zweite sagt:

„Wenn mein Freund nach Russland muss, dann gehe ich mit.“

Der dritte erklärt:

„Mir gefällt es in Russland besser.“ Er ist ostpreußischer Bauer, und die russische Landschaft mit ihren Dörfern und dem überwiegend ländlichen Charakter erinnert ihn an seine ostpreußische Heimat. Um dieses Heimatgefühls willen nimmt er sogar Unbilden und Lebensgefahr auf sich.

So hat jeder seinen triftigen Grund, und ich kann diesen Männern meine Achtung nicht verwehren. Wieviel wertvolle Charaktereigenschaften stecken doch in diesen einfachen Menschen! Gebe Gott, dass solcher Geist und solche Gesinnung in unserem Volk erhalten bleibe! Dass Menschen um einer größeren Sache willen – sei es Bruderliebe, Heimatliebe, Freundschaft oder Religion – ihr bequemes Leben aufgeben und ihr Leben wagen wollen!

Unsere Soldaten benehmen sich – von Ausnahmen abgesehen – sehr anständig und haben wenigstens nach außen hin ein durchaus freundliches Verhältnis zu den Franzosen. Leider gibt es immer wieder einzelne Asoziale, die dieses gute Verhältnis gefährden. Heute erzählt mir die Besitzerin der Gastwirtschaft, in deren Saal meine Männer einquartiert sind, brühwarm das Neueste: Seit einiger Zeit verschwanden immer einige Schnapsflaschen aus ihrem Keller. Deshalb haben sich ihr Schwager und einige befreundete Franzosen mit Knüppeln bewaffnet und im Keller Nachtwache bezogen. Schon in der ersten Nacht schnappten sie den Dieb. Es war Maxens Putzer, den die Hotelwirtin in Lannion auch schon des Diebstahls verdächtigt hatte. Max, der gerade aus dem Urlaub zurückgekommen war und die Kompanie wieder übernommen hatte, wollte ihm nur drei Tage Arrest geben. Aber dann ist doch auf Befehl des Bataillons ein Verfahren gegen ihn eingeleitet worden, das mit der Degradierung zum

Schützen endete. Das war völlig richtig. Solche Ganoven sind es nämlich, die das Ansehen der Wehrmacht und der Deutschen schädigen. Von den Tausenden von anständigen Soldaten redet niemand, aber die Tat eines einzigen Lumpen geht wie ein Lauffeuer durch die Öffentlichkeit. Dabei ist die Wirtin noch so anständig hinzuzufügen, dass es überall gute und schlechte Menschen gebe. Meine Männer machen ihr jedenfalls keine Unannehmlichkeiten, und wir haben ein sehr freundschaftliches Verhältnis zueinander. Mal bekomme ich Butter von ihr, mal veranlasst sie ihre schwarzhaarige Nichte, etwas für mich zu tun. Eins ihrer Dienstmädchen nähte mir meine Sporthose, und hin und wieder essen wir zusammen in ihrem kleinen Gastzimmer hinter dem Schankraum.

Ebenso freundlich sind meine eigenen Quartiersleute, eine mittelalterliche Witwe, die gemeinsam mit ihrer Schwester eine Weingroßhandlung betreibt. Ihr Mann ist als Reserveoffizier im Krieg gegen uns gefallen. Sie hat einen Sohn in einem Pariser Internat und zu Hause eine 15-jährige Tochter, in deren Jungmädchenzimmer ich jetzt wohne. Ich habe selten in einem so bequemen Bett geschlafen wie in diesem Doppelbett. Abends nach dem Dienst bin ich oft bei den Quartiersleuten, die übrigens noch ihre alte Mutter bei sich haben. Mme. Jacob ist eine trotz ihres nicht mehr ganz jugendlichen Alters äußerst lebhaft und temperamentvolle Dame. Sie interessiert sich in echt fraulicher Neugierde für alle meine Verhältnisse, Essen, Trinken, Kleidung und scheut sich auch gar nicht, mir sehr temperamentvoll zu sagen, was ihr nicht passt. Sie fragt auch nach meiner politischen Einstellung und erzählt, dass mein Vorgänger, ein junger Leutnant, ein überzeugter Nazi gewesen sei. Kürzlich fragte sie mich, ob die Offiziere dieselbe Verpflegung wie die Mannschaften bekämen und ob wir abends immer nur dieselbe bescheidene kalte Verpflegung bekämen. Als ich beides bejahte, erklärte sie, dass sie das nicht länger mitansehen könne und briet mir einen großen Fleischklops. Sie hatte also auch beobachtet, was mein Bursche mir immer bringt. Als Mme. Jacob mich zum ersten Mal mit Schirmmütze sah, meinte sie sehr lebhaft, diese Mütze solle ich immer tragen. Sie sehe viel besser aus als das Schiffchen. Dann erzählte sie von polnischen Offizieren, die hier mal eine Zeit lang gelegen hatten und mit ausgesuchter Eleganz gekleidet waren. Von den Engländern hält sie übrigens nicht viel, aber für die Amerikaner hat sie eine Schwäche.

Unser Ausbildungsdienst erfolgt hier auf den herbstlichen²³⁰ Weiden in der Umgebung der Stadt. Diese Weideflächen sind von bewachsenen Steinwällen umgeben, wie die Knicks in Schleswig-Holstein oder die Wallhecken Westfalens. Eines Tages beobachtet Mme. Jacob unsere Rückkehr vom Geländedienst und das Wegtreten meiner Kompanie. Als ich in die Wohnung zurückkehre, sagt sie mir, dass sie überrascht gewesen sei über die Schärfe meiner Stimme. Eine solche Kommandostimme habe sie mir gar nicht zugetraut. Ist nicht gerade ein Kompliment. Ein andermal begegnet ihr auf der Straße eine unserer Kompanien, die gerade vom Geländedienst zurückkommt und mit Gesang durch die Straßen marschiert. Dabei wurde eine Strophe gesungen, eine gepfiffen und eine gesummt. Sie hatte so etwas noch nie gehört und war ganz entzückt.

Eines abends stellt mir Mme. Jacob einen Lehrer vor, mit dem wir zu Dritt zusammensitzen. Der Lehrer ist erfüllt von der Idee einer deutsch-französischen Zusammenarbeit und vertritt sie so wortreich, dass ich kaum zu Wort komme. Natürlich habe ich alles verstanden, was er sagte, aber bevor ich eine Antwort formuliert hatte, sprach der Lehrer schon weiter. Als er dann gegangen war, sagte Mme. Jacob zu mir, ich solle es ihr nicht übel nehmen, aber „vous avez été d'un calme désarmant“. Sie waren von einer entwaffnenden Ruhe. Einige Tage später treffe ich den Lehrer im Bus. Ich grüße, aber er übersieht mich absichtlich.

Im Quartier meiner Männer treffe ich zuweilen ein Mädchen an. Sie ist Fotografin und lässt sich von den Soldaten Fotos geben, die sie vergrößert und koloriert. Sie erzählt mir von ihrer Arbeit und fragt, ob auch ich etwas für sie zu tun hätte. Ich hatte keine Fotos, die zu bearbeiten sich gelohnt hätten. Aber man braucht ja nicht immer nur geschäftlich miteinander zu verkehren. Darin sind wir uns beide einig. Als sie einmal in meinem Zimmer ist, bringt mir mein Putzer gerade die kalte Verpflegung. Mme. Jacob sieht, dass ich Besuch habe. Das gefällt ihr gar nicht, und als ich abends zu ihr hinüber gehe, hält sie mir eine temperamentvolle Standpauke. Deshalb traf ich mich mit dem Mädchen ein andermal im Quartier von Feldweibel NN, und als der Kamerad das Zimmer verlässt, höre ich plötzlich hinter der Tür zum Nebenzimmer eine aufgeregte Frauenstimme zischeln: „Ils sont seuls maintenant!“ Jetzt sind sie allein! Ich verhänge aus Bosheit das Schlüsselloch mit meinem Waffenrock, bin aber nicht sicher, ob die Tür nicht noch andere Gucklöcher hat.

²³⁰ gemeint ist der Herbst 1942

Natürlich lassen wir keine Gelegenheit aus, um nach Brest zu kommen. Einen Grund finden wir immer. Mit „wir“ meine ich die Offiziere unseres Bataillons, die, mal zu zweit, zu dritt oder zu viert, zu kleinen Unternehmungen starten. Einmal hat uns die Marine eingeladen und ein kleines Besuchsprogramm zusammengestellt. Zunächst besichtigen wir den großen **U-Boot-Bunker**. Es ist ein gewaltiger viereckiger Betonklotz mit einer vier Meter dicken Betondecke. Selbst eine Luftmine, die hier bei einem Angriff drauf geschmettert war, hatte nur eine flache Delle geschlagen. Das Innere ist in sechs große Boxen eingeteilt, in der jeweils zwei, zur Not auch drei U-Boote liegen können. Die Einfahrten werden durch schwere gepanzerte Schiebetore geschlossen.

Jetzt warten wir auf ein U-Boot, das von Feindfahrt zurückkehrt und soeben gemeldet ist. Es erscheint vor der Einfahrt und gleitet langsam in den Bunker hinein. Während eine Kapelle das **Engellandlied** spielt, macht das Boot fest. Dann kommt die Besatzung von Bord. Am Laufsteg steht ein Matrose, der jedem Besatzungsmitglied eine große Tafel Schokolade in die Hand drückt. Als letzter kommt noch ein **Tommy** von Bord, den sie irgendwo aus dem Bach gefischt haben. Er bekommt keine Schokolade. Wir begleiten die Besatzung in den großen Gemeinschaftssaal der Kaserne, der schon für eine kleine Empfangsfeier hergerichtet ist, und lassen uns von ihrem Leben und ihren Erlebnissen erzählen. Aber sie sind nicht sehr gesprächig. Sie brauchen jetzt wohl Ruhe und Schlaf.

Den Abend verbringen wir dann noch als Gäste der Marineoffiziere im „Haus des Seekommandanten“. Wir sitzen gemütlich in der Bar im ersten Stock des Hauses, lassen uns geschmeichelt von der Marine sagen, wie froh sie darüber sind, dass eine kampferprobte Division ihren Raum sichert und bewundern unsererseits die beiden hübschen französischen Barmädchen.

St. Renan. Britische Luftstreitkräfte haben Brest angegriffen. Ein angeschossener Jäger taumelt in großer Höhe dem Kanal entgegen. Plötzlich beginnt die Maschine zu trudeln und schießt dann senkrecht in die Tiefe. In diesem Augenblick bläht sich ein Fallschirm über der stürzenden Maschine auf, und der Pilot pendelt langsam der Erde entgegen. Ich alarmiere sofort unsere Bereitschaftsautos. Das sind requirierte französische Lkws mit französischen Fahrern. Aber die haben plötzlich alle Pannen. Kein einziges Auto springt an! Ich schnauze sie an, aber sie zucken nur mit den Schultern. Sie haben Mut, denn was sie tun, ist glatte Sabotage. Bei den Russen hätten sie so etwas nicht tun können. Die hätten den ersten erschossen, und die anderen hätten ihre Autos sehr schnell in Gang bekommen!

Inzwischen waren einige Männer meiner Kompanie kurz entschlossen mit Fahrrädern losgesaust und folgten dem sinkenden Fallschirm über Straßen und Landwege. Ich fahre hinterher und sehe schon von weitem auf einer Wiese den Fallschirm liegen. Daneben stehen Bauern und Kinder aus den umliegenden Farmen. Auf der Wiese verstreut liegen noch einzelne kleine Wrackteile der abgestürzten Maschine. Als ich ein Gurtstück der 2-cm-Bordkanone aufhebe, laufen die Frauen schreiend auseinander. Den Piloten hatten meine Männer inzwischen auf einen der landesüblichen zweirädrigen Bauernkarren geladen. Der Gefangene ist ein junger, dunkelhaariger Offizier. Er trägt seinen Unterarm, der von einem Flaksplinter verletzt ist, in einem Notverband, den ihm einer meiner Männer angelegt hatte. Auf unserem Rückweg in die Stadt folgte uns ein Menschenschwarm, der immer größer wurde. Wir halten vor unserer Schreibstube. Ich steige vom Wagen und gehe hinein, um dem Regiment die Festnahme des Piloten zu melden. Draußen hat sich inzwischen eine große Menschenmenge um den Karren versammelt. Es war keineswegs nur Neugierde, die sie hierher gebracht hatte. In ihren Gesichtern und ihren Zurufen zeigt sich spontan die Sympathie für die Briten. Der Pilot blickt ernst und etwas versonnen über die Menge. Mir scheint, er registriert die Ovationen gar nicht in seinem Bewusstsein. Er steht wohl noch ein bisschen unter Schock. Wir lassen ihn auf einen Lkw umsteigen, um ihn zum Regiment zu bringen. Dem anfahrenden Wagen folgt eine dichte Traube von Franzosen. Viele Winken ihm nach, besonders natürlich junge Mädchen. Diese wenigen Augenblicke haben ein Schlaglicht auf die wirklichen Gefühle der Franzosen geworfen. Wir Deutschen sind eben doch die Okkupanten, die ihr Vaterland besetzt haben. Zwar arrangieren sie sich mit uns, und zwar meist recht freundlich, aber die Briten wollen sie befreien, und das ist ihnen begreiflicher Weise lieber. Unter den Winkenden ist auch ein älterer Mann, der gerade vor mir her geht. Als er dann seinen Hut abnimmt und zu schwenken beginnt, haue ich ihm in einem Anfall von zorniger Enttäuschung den Speckdeckel aus der Hand und führe den Kerl auf die Schreibstube. Ich telefoniere erst, lasse ihn eine Weile zappeln und stelle ihn dann zur Rede. Da fängt er plötzlich an, auf die Engländer zu schimpfen, weil sie die französischen Städte bombardieren. Dann lasse ich ihn laufen. Einen Freund habe ich damit nicht gewonnen, aber auch keinen verloren. Er war sowieso keiner.

Einige Zeit später tauchen wir wieder in Brest auf. Unser Ziel ist das Haus des Seekommandanten, genauer gesagt, die Bar im ersten Stock, wo wir nun auf den Barhockern sitzen und mit den Barmädchen ausgiebig plaudern. Die eine ist schwarz, die andere blond. Max und ich profitieren am meisten von den beiden, weil wir am besten Französisch sprechen. Die anderen halten sich lieber an die vorzüglichen Alkoholika, die die Marine hier anzubieten hat. Meiner Vorliebe für Nordisches entsprechend, habe ich die Blonde mit Beschlag belegt, während Max die Schwarze unterhält. Die Blonde ist mit einem deutschen Unteroffizier verlobt, der hier im Haus die Ordonnanzen kommandiert, als eine Art Oberkellner. Der erscheint einmal, ist offensichtlich eifersüchtig, stellt sich vor mich hin und erklärt mit verbissenem Gesicht, er wolle mich darauf aufmerksam machen, dass er mit dem Mädchen verlobt sei. Ich erkläre ihm kalt, dass mir das bekannt sei, und was er eigentlich beanstanden wolle. Das Mädchen hat aus der Entfernung sofort bemerkt, dass da etwas nicht stimmt. Sie kommt herzu, fasst ihren Verlobten am Arm und fragt mit bösem Gesicht, was er gesagt habe. Da ist er still und entfernt sich wortlos. Beim Abschied stehe ich noch allein mit dem Mädchen auf der Treppe zu ihrem Zimmer. Die anderen waren schon voraus gegangen und riefen schon nach mir. Ich wollte noch etwas sagen, und das Mädchen wartete sichtlich auch noch auf etwas. Dann fiel mir nichts Blöderes ein als der Rat, sie möge ihrem Verlobten treu sein. Ich hätte ihr genau das Gegenteil sagen sollen.

Gestern abend hatte das Offizierskorps des Bataillons ein Fest mit Damen arrangiert. Die Damen waren deutsche Mädchen aus Brest, die dort in allen möglichen militärischen und zivilen Dienststellen arbeiten. Die Veranstaltung fand in einem kleinen Saal eines Hauses statt, das wir als Kasino benutzen und in dem wir auch immer unser gemeinsames Mittagessen einnehmen. Zu Beginn stellte der Bataillonsadjutant, Leutnant Gawletta, die Offiziere einzeln den Damen vor, indem er jeden Offizier mitten in den Saal stellte und mit ein paar witzigen Worten charakterisierte. Mich bezeichnete er als den „schweren Jungen“ des Bataillons, weil ich als Führer des schweren Granatwerferzuges die schwersten Waffen des Bataillons befehligte. Der Abend verläuft recht nett.

Einen kleinen Zwischenfall gab es hinter den Kulissen, als der widerliche, unsympathische Bataillons-(Assistenz-) Arzt²³¹ mit einem Mädchen plötzlich verschwand. Die Offiziere missbilligten dieses auffällige und deshalb unangemessene Benehmen, und Gawletta, der Theologe, war höchst verärgert und sagte es auch dem Arzt. Da pustet sich dieses fette Schwein auch noch auf und zischt Gawletta an, „er werde ihn mit seinem ganzen Hass verfolgen!“ Der Mann ist hysterisch.

Abends mussten die Mädchen dann wieder nach Brest zurückgefahren werden. Mehrere Offiziere erboten sich sofort „freiwillig“, die Mädchen zu begleiten. Aber der Kommandeur entscheidet, dass nur einer mitfährt. Dieser klettert also auf den bereitstehenden Lkw. Max Müller springt jedoch in einem günstigen Augenblick hinterher und winkt mir zu: „Los, rauf!“ Ich schwinge mich also auch noch heimlich hinauf, und plötzlich ist der feiste Assistenzarzt auch noch oben. Nun sind wir vier Begleiter, statt des einen.

In Brest gelingt es uns nach einigen Winkelzügen, den widerlichen Arzt abzuschütteln. Und da sich Oberleutnant X auch schon verkrümelt hat, bleiben nur noch Max und ich mit zwei Mädchen übrig. Die anderen hatten wir schon an ihren Wohnungen abgesetzt. Inzwischen war es schon sehr spät geworden, und die beiden Mädchen, die zusammen wohnen, luden uns zu einer Tasse Tee ein. Sie führten uns in eine sehr geschmackvoll eingerichtete Villa, deren untere Etage sie beide allein bewohnen. Es ergab sich fast von selbst, dass wir hier übernachteten. Meine Partnerin hatte wundervolle lange Zöpfe. —

Im Morgengrauen brachen Max und ich dann auf. Da aber Sonntag war, fuhren keine Busse. So wanderten wir aus der Stadt hinaus und zogen dann auf der Landstraße in Richtung St. Renan weiter. Wir hofften, dass uns irgendein Fahrzeug mitnehmen könnte. Kurz hinter Brest rauscht schon ein schwerer schwarzer Pkw heran, aber da sitzt ein Admiral drin, und den wagten wir nicht anzuhalten. So marschieren wir also weiter auf der leeren Landstraße. Alles atmet friedliche Sonntagsruhe. Weit und breit ist kein Mensch zu sehen. Die Sonne steigt höher, und uns beginnt warm zu werden. Wir marschieren Stunde um Stunde und haben schon zwanzig Kilometer zurückgelegt. Die Sonne brennt jetzt unangenehm warm. Einen so warmen Herbsttag haben wir bisher noch nicht erlebt. Es geht auf die Mittagszeit zu. Wenn wir zum Mittagessen nicht im Kasino sind, und der Alte merkt was, dann ist der Teufel los. Im letzten Dorf vor St. Renan ruft Max das Bataillonsgeschäftszimmer an und bestellt

²³¹ „Assistenzarzt“ war der einem Leutnant entsprechende Dienstgrad der *Sanitätsoffiziere*.

einen Wagen. Er erhält eine Zusage, und wir schlurfen mit neuem Mut weiter. In der Ferne tauchen schon die ersten Häuser von St. Renan auf, und kurz vor dem Ort kommt endlich ein Beiwagenkrad angebraust, das uns die letzten drei Kilometer bis zum Kasino fährt. Es war buchstäblich die letzte Sekunde. Sie hatten gerade alle Platz genommen, als wir hereingestürzt kamen. Wir entschuldigen uns beim Kommandeur wegen der „Verspätung“, setzen uns auf unsere Plätze und beginnen mit harmloser Mine zu speisen. Der Kommandeur hat nichts bemerkt, nur die anderen wussten Bescheid und grinsen wie die Kobolde.

Wir haben einen Neuen gekriegt. Ich sehe ihn erstmals bei einem Beisammensein unserer Bataillonsoffiziere mit dem Regimentskommandeur Haarhaus. Dabei veranstalten wir einen Sängerkwettstreit. Jeder Offizier sollte das Lied singen, das ihn in seiner Jugend, der Tanzstundenzeit, am meisten bewegte.

Dieser Neue ist ein junger, grüner Leutnant mit einer verdächtig spitzen Nase, die noch nach oben aufgebogen ist, so dass die Nasenlöcher wie Steckkontakte aussehen. Er ist nervös und zappelig, spricht hastig in kurzen, abgehackten Sätzen. Er erzählt uns ungeniert, dass er nach einer Übernachtung in einem Pariser Hotel eine wunderbare Wolldecke mitgenommen habe. Es war ein Hotel für Offiziere.

Von diesem Deckenklaue habe ich später in Russland noch einmal gehört. Er befand sich in einem Lazarett, als ein EK I ankam. Da aber das Anschreiben noch fehlte, war zunächst unklar, wem es verliehen war. Es kam da noch ein Feldwebel in Betracht. Der besagte Deckenklaue aber erklärte sich in naiv-frecher Selbstüberschätzung zum mutmaßlichen Empfänger. Er steckte sich das Kreuz an den Rock, stellte sich wie ein Pfau vor den Spiegel und meinte, es stünde ihm gut. Den ganzen Tag stolzierte er damit im Lazarett herum. Als dann am nächsten Tag die Urkunde kam, stellte sich heraus, dass das Eisene Kreuz dem Feldwebel verliehen worden war. Das erzählte uns ein Mann unseres Bataillons, der damals auch im Lazarett lag.

16.3.43. Ich bin zu einem **Gasschutz-Lehrgang** in **Le Mans** kommandiert. Etwa dreißig Offiziere aus der ganzen Division sind hier zusammengezogen und werden praktisch und theoretisch in der Gasabwehr geschult. Auch Leutnant Baumann ist dabei. Wir haben uns angefreundet und gehen nach Dienstschluss öfter gemeinsam in die Stadt.

Gestern schlendern wir platzsuchend durch ein Café, als ich da einen Nachrichtenleutnant sitzen sehe, der eine bildhübsche Französin neben sich hat. Ich kenne ihn. Auch er erkennt mich sofort, steht auf und begrüßt mich sehr höflich und freundlich. Wir haben seinerzeit beide an dem OA-Feldwebel-Lehrgang in Slawjansk teilgenommen. Er war mir damals schon bei den Diskussionen wegen seines vorlauten und hohlen Geschwätzes aufgefallen. Nun sitzt er hier in der tiefsten Etappe, geschniegelt und gebügelt. Er ist ein hübscher Kerl und sieht gut aus. Der geborene Salonoffizier und Etappenhengst. Wir wechseln ein paar Sätze und verabschieden uns wieder.

Da kein Tisch mehr frei ist, setzen wir uns zu zwei französischen Mädchen, bei denen noch zwei Plätze frei sind. Meine Gesprächspartnerin ist natürlich und unbefangen, und ich habe wieder einmal Gelegenheit, den unnachahmlichen, entzückenden Charme zu bewundern, mit dem die Französin die heikelsten und delikatesten Gespräche und Situationen spielend meistert.

Als ich heute an der Straßenbahnhaltestelle warte, lacht mir eine junge Frau aus einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses zu. Ich mache mir einige Gedanken. Wie verhasst sind wir nun eigentlich? Wie vertragen sich bei Frauen Nationalstolz und Liebesbedürfnis? Es gibt viele Frauen und Mädchen, an die man leicht herankommt. Ich meine nicht die Damen vom horizontalen Gewerbe, sondern ganz normale Mädchen aus allen sozialen Schichten. Ihre Sympathie gilt nicht dem Deutschen, sondern dem Mann. Oder besser gesagt, ihnen ist es gleichgültig, ob der Mann ein Deutscher ist, wenn er sich als liebenswerter Mensch erweist. Es gibt nicht wenige nationalstolze Frauen, die sich ehrlich in deutsche Soldaten verliebt haben. Hier siegt das Ewig-Menschliche über die Zeitsituation und das Volksbewusstsein.

Ein ortskundiger Kamerad hat in einer Gaststätte am Stadtrand ein großes Essen für uns arrangiert. Wir machten erst einen schönen Spaziergang durch Felder und Wiesen und setzten uns dann zu einem dreistündigen Festessen nieder. Es begann mit Austern und setzte sich über ein Fischgericht und einen Geflügelgang bis zum schweren Braten fort und endete mit Käsebraten und Kaffee, wobei allerdings noch diverse Gemüsebelegen eingeschoben waren. Das ganze Gedeck hat 12,- Mark gekostet.

Am 19.3.43 ist der Lehrgang beendet, und wir fahren nach St. Renan zurück. Wie milde der Winter hier ist! Wir haben nicht einen einzigen Tag mit Schneefall erlebt. Der Wind setzt zwar nie aus, aber er ist nicht kalt. Jetzt geht es dem Frühling entgegen. Aber unsere Freude über das Frühlingserwachen wird durch dunkle Gerüchte getrübt. Man munkelt von einem neuen Russland-Einsatz. Wenn mein Glaube mir nicht eine andere Überzeugung gegeben hätte, könnte man meinen, das Schicksal sei wirklich blind. Ich denke an die vielen Einheiten, die seit Jahren in Frankreich sitzen, z. B. die Marineartillerie. Sie ist gewissermaßen bodenständig mit ihren schweren, einbetonierten Küstenbatterien. Ihr Dienst ist erträglich, und da sie zur Marine gehören, bekommen sie auch noch deren bessere Verpflegung. Aber ich bin nicht neidisch. Ich kenne auch andere Schicksale, wie das eines Kollegen, der zum größten Ärger und Neid seiner Berufsgenossen den ganzen Krieg über in der Heimat zu bleiben verstand, während die anderen an der Front waren. Die Frontsoldaten aber kehrten größtenteils zurück, während der Drückeberger drei Tage vor Kriegsende bei einem Bombenangriff getötet wurde.

In Brest hatte ich noch ein eigenartiges Erlebnis. Als ich das erste Mal in die Stadt kam, erinnerte ich mich an das Brester Mädchen, das ich in Lannion kennengelernt hatte. Da ich ihre Adresse wusste, ging ich los, um sie in den stockfinsternen Straßen der verdunkelten Stadt zu suchen. Die Straße hatte ich schon gefunden. Sie war sehr belebt, aber man sah nur die schemenhaften Schatten der Vorübergehenden. Ich sprach einen dieser Schatten an, um nach der Hausnummer zu fragen. Der Schatten war das Mädchen, das ich suchte. Ich habe sie nur noch einmal kurz gesehen. Sie war in einer Kneipe am Kriegshafen beschäftigt, in der französische Matrosen verkehrten. Das war doch nicht mein Milieu.

Nun ist es endgültig: Wir gehen wieder nach Russland. Es ging alles sehr schnell. Ich stehe feldmarschmäßig vor Mme. Jacob, um mich zu verabschieden. Sie schenkt mir noch ein halbes Pfund Butter und verkauft mir eine Flasche Cognac und den seltenen Benediktiner. Sie möchte, dass ich ihr einmal schreibe, und ich verspreche es ihr. Sieben Jahre später, nach meiner Entlassung aus sowjetischem Gewahrsam, habe ich mein Versprechen eingelöst und eine frohe Antwort erhalten.

Hinter dem „Neuen Staatsbahnhof“ am Hafen erstreckt sich der Güterbahnhof. Hier ist unser Bataillon aufgefahren und beginnt zu verladen. Trotz der Fliegerdeckung, in der die meisten Fahrzeuge stehen, wimmelt der Verladeplatz von Fahrzeugen aller Art. An manchen Stellen sind die Strohballen zu hohen Bergen getürmt, und zwischen ihnen laufen die Soldaten wie geschäftige Ameisen hin und her, schleppen Geräte in die Waggons oder führen Pferdegespanne hinein. In wenigen Stunden sind wir fertig. Die Offiziere sammeln sich allmählich und suchen ihre Abteile auf. Einige deutsche und französische Mädchen waren noch gekommen, um uns zum Abschied ein paar Blumen zu bringen. Es sind die beiden Barmädchen aus dem Haus des Seekommandanten und einige von den Mädchen, mit denen wir in St. Renan einmal gefeiert hatten. Jetzt stehen sie etwas verloren auf dem sich leerenden Platz.

Der Lump von Bataillonsarzt, der sich damals so daneben benommen hatte, kommt übrigens nicht mit. Er hat sich, angeblich wegen eines Herzfehlers, frontdienstuntauglich schreiben lassen. Der Arztkollege hat ihm das sicher gern bestätigt. Man soll sich ja gegenseitig helfen und kameradschaftlich zusammenhalten, wir hier unter uns in der Etappe! Man sieht, es lässt sich alles deichseln, wenn man Beziehungen hat. Aber wir sind nicht böse darum. So ein Drückeberger passt nicht zu uns. An der Front brauchen wir treue Kameraden.

Und noch einer ist zurück geblieben: Oberleutnant Jablonski, der Pferdeknecht mit dem Galgenvogelgesicht, der in Slawjansk und Rai Gorodok unser Chef war. Man hat ihn als Ortskommandanten in einem kleinen französischen Ort zurückgelassen. Diesen unwürdigen und unfähigen Vertreter Deutschlands auf diesen Posten zu setzen, war wieder ein typischer Missgriff. Wenn reichsdeutsche Dienststellen einen Mitarbeiter in die besetzten Gebiete abstellen sollten, schoben sie oft die Unfähigen oder Unbeliebten ab, die sich dann im Ausland genauso unbeliebt machten, zum Schaden unseres Ansehens. Aber die Truppe macht es ebenso. Wer gibt schon gern seine tüchtigen Leute ab?! Und dann geht ein Ruck durch den Transportzug. Langsam fährt er an, rollt an der hohen Steilküste der Brester Bucht entlang und biegt dann in eine Kurve, die die Stadt und die winkenden Mädchen unseren Blicken entzieht.

Wir sehen gerade noch einen anglo-amerikanischen Bomberverband anfliegen.²³² Ob er unsere Verladung stören wollte und sich verspätet hat, oder ob er den Hafen anvisiert, wissen wir nicht. Wir spüren noch den leichten Luftdruck der Explosionen, und das ferne Grollen der Detonationen mischt sich in das dumpfe Rummeln des abrollenden Zuges.

Leb' wohl, schöne Zeit!

Nachtrag. Einmal besuchte eine Delegation unserer japanischen Verbündeten unser Gebiet. Um eine große Truppenstärke vorzutauschen, wurden die Einheiten angewiesen, Marschkolonnen auf die Straßen zu schicken, über die die Wagenkolonne der japanischen Delegation fuhr. Auch an unserem Bataillon kamen sie vorbei, aber die Japaner lehnten schlafend im Fond des Wagens und ignorierten uns vollständig. Wahrscheinlich wussten sie, wie man „Türken baut“.

5. Teil Zurück zur Ostfront

Rücktransport nach Russland - Stellungskämpfe am Donez im Sommer 1943 - Sowjetische Sommeroffensive 1943 - Verwundung und Heimat - Zurück zur Front

Nun ist es also wieder so weit. Wir rollen nach Russland zurück. Wie ein Traum liegt Frankreich hinter uns.

Frankreich, das ist Zivilisation, ist immer noch christlicher Lebensraum, ist westliche Kultur, in der wir uns heimisch fühlen, ist das gemeinsame Haus Europa.

Vor uns liegt die dunkle Zukunft, die russische Sphinx. Die Sowjetunion, das ist der brutale Bolschewismus, ist das Zentrum der Gottlosigkeit, ist das fremde, unbegreifliche Ungeheuer Asien.

Frankreich war Entspannung, Ruhe, Bequemlichkeit, Freude und auch ein bisschen weiblicher Charme.

Russland bedeutet Gefahr, Strapazen, schlaflose Nächte, Frost und Nässe, Schweiß und Blut, primitives Dasein – und manchmal auch ein bisschen Menschlichkeit.

Von solchen Gedanken und Gefühlen bin ich erfüllt, während wir weiter gen Osten rollen. Man hat es sehr eilig mit uns, denn überall werden wir bevorzugt abgefertigt. Vor acht Tagen blickten wir noch auf die felsige Küste des Atlantik, heute stehen wir schon tief in Russland. Der Zug hält bei einer kleinen Station hinter Barwenkowo (?). Wir laden eiligst aus und lassen die Fahrzeuge gleich möglichst weit weg vom Bahnsteig in Fliegerdeckung gehen. Unser Schwesterbataillon hat gestern hier beim Ausladen schon die ersten Toten und Verwundeten durch russische Fliegerangriffe gehabt. Russland hat uns wieder!

Stellungskämpfe am Donez im Sommer 1943

Wir sind noch mitten in der Rasputiza, der Frühjahrsschlammperiode. Unser einziger Trost ist, dass sie allmählich zu Ende geht. Vorerst jedoch marschieren wir noch über morastige Wege durch das schmutzige, schmelzwassergetränkte Land. Trostlos ist der Anblick der grauen Dörfer und der winterkahlen Bäume, die ihre blattlosen Äste in den bleiernen Himmel recken. Das Bild der Landschaft passt genau zu unserer Stimmung. Die erste Nacht verbringen wir in dem Vorratshaus einer Kolchose. In dem uns zugewiesenen Raum liegt ein Haufen von Sonnenblumenkernen. Ich wühle mich hinein und schaffe mir eine kleine Mulde, in der ich weich zu schlafen hoffe. Es war eine falsche Hoffnung, denn die Kerne sind härter, als ich dachte. Vor acht Tagen lag ich noch in dem

²³² Gem. KTB OKW 1943 S. 277 und 287 erfolgten Angriffe auf Brest am 3. und 5. April 1943 mit 25 bzw. 18 Flugzeugen.